...ernte!
...Ruf 401
...Blumen-,
...ge Ware

...ur 3500 ...und der ...stärkere ...che des ...Bei ...Gewicht ...unterfur- ...f und ...Bern- ...gleichrit- ...n und ...Aerzte, ...folglos

...Mafut, ...in den

...nlichen ...086 000 ...und die ...haben, ...ganisa- ...fehl er- ...blenden ...Bauern-

...ngstoff- ...wurden ...Arbeiter ...Verlet- ...Basver- ...geliefert

...e Ber- ...fanden ...Effek- ...spielen ...im ganz- ...ehen in ...heit sich ...n min- ...stlichen, ...n Haft. ...Ermitt- ...ere Be- ...Polizei.

...ow er- ...ser von ...kam, um ...Meister ...er die

beiner der beste Freund, in dessen Pelz man seine Geheimnisse flüstert, wenn die Großen versagen. Kinder, die mit Tieren aufgewachsen sind, werden sie immer ganz anders zu behandeln wissen als Kinder, denen diese Freundschaften sich erst später ermöglichen. Haben sie nicht zuerst mit Angst und Fremde zu kämpfen, so verfallen sie gewöhnlich in das entgegengesetzte Extrem. Sie *wollen* zuviel von den Tieren, lassen sie keinen Augenblick zufrieden, es fehlt das Selbstverständliche in dieser Freundschaft.

Aber mit der Zeit erzieht der tägliche Umgang dazu, die Lebensbedingungen der fremden Geschöpfe kennen zu lernen und sie in ihrem Kreis zu begreifen. Schönste Frucht einer solchen Erziehung ist die Ehrfurcht vor dem anderen Leben.

Die im täglichen Umgang gesammelten Erfahrungen werden auf Wanderungen und Spaziergängen erweitert und vertieft. Oberstes Gebot ist dabei, daß aus den Wanderungen keine Gewaltmärsche werden. Zur Naturbeobachtung gehört vor allen Dingen Muße und Frische der Sinne.

Die Belehrung und Anregung, die der Erwachsene den Kindern gibt, muß selbstverständlich immer an Gegenständliches anknüpfen und darf nicht aufdringlich sein. Kinder hören lehrreichen Vorträgen wenig oder gar nicht zu. Aus demselben Grunde verwerfe ich das ständige Mitschleppen eines Pflanzenbestimmungsbuches, lieber sammele man die Pflanzen und versuche, die unbekannten zuhause zu bestimmen.

Vor allen Dingen aber fange man auf solchen Spaziergängen mit dem Nächstliegenden an. Man mache einmal die Probe, ob die Kinder unsere Ackerbaupflanzen kennen! Da erlebt man oft die größten Ueberraschungen. Wie oft wissen die Stadtkinder den Weizen nicht vom Roggen und Hafer zu unterscheiden, obgleich, wenn man einmal genau Aufbau der Halme und Körner untersucht hat, eine Verwechslung fast unmöglich ist.

Genau so verhält es sich bei den Waldbäumen. Immer aber versuche man den Kindern nicht nur das einzelne nahe zu bringen, sondern die *Lebensgemeinschaften*, in denen die Pflanzen vorkommen. Zeigt man ihnen eine Buche, so lasse man sie auch den Untergrund mit seinem typischen Pflanzenwuchs untersuchen. Durch diese Verknüpfungen erst ergeben sich die Bilder, die sich dem Gedächtnis fest einprägen.

So führt die Beobachtung der Pflanzen ganz von selbst hinüber zur Tierwelt. Die Beobachtung der Tiere erfordert Schärfe der Sinne, Gewandtheit im Anschleichen und vor allen Dingen Geduld. Dabei lohnt sich aber nicht nur die Jagd auf sogenanntes „Großwild" — das Leben des Waldbodens in seiner unendlichen Vielfalt ist der eingehenden Beobachtung ebenso wert.

Noch ein anderes Gebiet der Naturbeobachtung möchte ich erwähnen: den Himmel. Er ist eine Welt für sich in der Bildung seiner Wolken, seiner Färbung, dem Zug der Winde und nachts mit seinen Sternen. Dieses Erlebnis sollte man den Kindern von Zeit zu Zeit vermitteln. Die Kinder prägen sich die charakteristischen Sternbilder leicht ein und begrüßen sie jedesmal wieder mit Jubel. Jede Mutter sollte sich die Kenntnis der uralten Sternsagen verschaffen und sie ihren Kindern an solchen Abenden wiedererzählen. So ist die Möglichkeit der Naturbeobachtung, ohne daß sich irgendwie etwas Außergewöhnliches zu ereignen brauchte, unbegrenzt. Gewiß werden die Kinder auch hier nach Anlage und Charakter verschieden reagieren, aber beeinflußt wird irgendwie doch jedes.

Eine meiner kleinen Freundinnen hatte sich auf die ersten Anregungen hin ein Tagebuch angelegt, in das sie jeden Tag ihre Beobachtung eintrug. Zuerst handelte es sich hauptsächlich um die Wahrnehmungen, die sie am Himmel machte. Wer wissen wollte, was für Wetter vor vier Wochen gewesen war, brauchte sich bloß an Rosemarie zu wenden. Und zu ihrer Befriedigung wurde sie häufig befragt. Allmählich aber erweiterte sich die Niederschrift auch auf andere Naturbeobachtungen.

Nun konnte man lesen, wann der Kuckuck zum erstenmal gerufen hatte, daß die Rotschwänzchen in diesem Jahr ihr Nest in der außer Betrieb gesetzten Pumpe gebaut hatten und nun durch das Wasserrohr ein- und ausflogen, daß Jack an einem Tage fünfzehn Küken zerrissen hatte, ohne ein einziges aufzufressen, daß der Esel nun endlich auf die Sommerweide gekommen war, und hundert ähnliche kleine Beobachtungen. Aber dann stand plötzlich mitten darin ein Gedicht auf einen Sternenabend, das hinter der kindlich-unbeholfenen Form schon die ganze Tiefe eines leidenschaftlich von der Natur ergriffenen Herzens ahnen ließ.

Und diese Verbindung der ins einzelne gehenden Beobachtung mit der Verehrung, die sich der großen Zusammenhänge bewußt bleibt, der das Kleine groß und das Große nahe ist, die den Stern mit dem Grashalm verknüpft und das Lied der Sphären mit dem Gesang des Buchfinken: dies scheint mir die Form der Naturbetrachtung, der wir immer mehr zustreben sollen. Und es bedeutet ein ganz Großes, wenn es uns gelingt, die Kinder zu dieser innigen Vertrautheit mit allen Lebensformen zu erziehen und ihnen so ein unverlierbares Zuhause zu sichern.

Dänemark lacht

Der Champion.

Im Klub brüstete sich Herr Hansen damit, daß er den besten Billardspieler und den besten Schachspieler des Klubs besiegt habe. Er fand damit zunächst keinen Glauben, denn Hansens Fähigkeiten in beiden Spielen waren nicht gerade hervorragend. Hansen gab sein Ehrenwort, daß er die Wahrheit gesagt habe: „Den Schachspieler habe ich beim Billardspiel, den Billardspieler im Schachspiel besiegt!"

Billiger davongekommen.

Fräulein Lulu betrat am Arm ihres neuen Verehrers mit einem kostbaren neuen Kostüm das Luxusrestaurant, in dem an einem Tisch ihre beiden „Verflossenen", Herr Swan und Herr Bier, saßen. Swan meinte resigniert: „Mich hat dieses Weib um mein ganzes Vermögen gebracht!" — „Und ich habe den Verstand verloren, als ich das erstemal mit ihr zusammen war!" — „Da sind Sie bedeutend billiger davongekommen als ich," erwiderte Herr Swan.

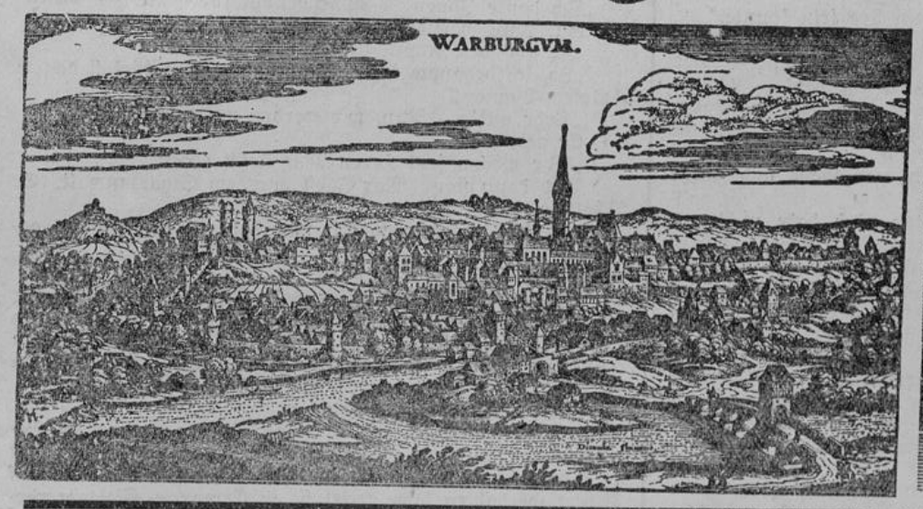
„Politiken Magazin."

Die Pflanze mit dem Schnelligkeitsrekord. Beim Vergleich des Wachstums der verschiedenen Pflanzen wird der Schnelligkeitsrekord vom Bambusrohr gehalten. Es klingt phantastisch, ist aber verbürgt, daß in ihrer indischen Heimat die jungen Bambusstauden im Laufe von 12 Tagen um 1,50 Meter in die Höhe schießen. Es ist keine Seltenheit, daß ein junger Bambusschößling schon im ersten Sommer eine Höhe von 30 Metern erreicht. Dann hört der Trieb nach oben freilich auf, und die Pflanze verwendet ihre Kräfte, um die Härte und Biegefestigkeit zu erreichen, die das Bambusrohr in Asien zu einem unentbehrlichen Baumaterial der Eingeborenen machen.

Der Verurteilte feiert seine Hinrichtung.

Einen eigenartigen Gedenktag feierte unlängst im Staate Mississippi der neunundfünfzigjährige Will Purvis, nämlich den Tag, an dem er vor 40 Jahren hingerichtet werden sollte und, schon unter dem Galgen stehend, um Haaresbreite dem Tode entging. Als Achtzehnjähriger war Purvis wegen eines Mordes — den er in Wirklichkeit gar nicht begangen hatte — zum Tode durch den Strang verurteilt. Die Hinrichtung sollte in aller Oeffentlichkeit auf einem kleinen Platze seines Heimatortes stattfinden. Dem Geistlichen, der den Verurteilten auf seinem letzten Gange begleitete, hatte Purvis seine Schuldlosigkeit mitgeteilt, und jener hatte, als der arme Sünder bereits unter der todbringenden Schlinge stand, den Himmel mit lauter Stimme um ein Wunder gebeten, um den jungen Mann, falls er wirklich unschuldig wäre, zu verschonen. Der Henker drückte nun den Hebel, der die verhängnisvolle Falltür hielt, und Purvis hätte, mit der Schlinge um den Hals, in die Tiefe stürzen sollen. Aber aus irgendeinem Grunde versagte die Vorrichtung, und zur größten Verwunderung der 4000 Zuschauer ereignete sich nichts besonderes. Purvis stand ruhig oben unter dem Galgen. Man wollte einen neuen Versuch machen, das Urteil zu vollstrecken. Doch dagegen erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung, daß man den auf so seltsame Weise dem Tode Entgangenen fortführte. Später wurde die Todesstrafe dann in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Purvis hatte das Glück, die furchtbare Strafe nicht verbüßen zu brauchen. Nach fünf Jahren nämlich bekannte ein anderer, den Mord begangen zu haben. Eine sofort aufgenommene neue Untersuchung zeigte die Richtigkeit seiner Angaben, und Purvis wurde in Freiheit gesetzt. Er hat wohl Grund, den verhängnisvollen Tag vor vier Jahrzehnten gebührend zu feiern.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 26 | **30. März 1935** | **9. Jahrgang**

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(25 Fortsetzung)

„Woher soll ich mir denn das Gift verschafft haben?"

„Woher Sie? Ach, Ihre kindliche Einfalt ist wahrhaft staunenswert. Das Gift hat Ihnen selbstverständlich Albert Gerdahlen gegeben. Das werden wir ja alles noch hören!"

Die Tür öffnete sich.

Frau Marta Gerdahlen trat ein. Sie sah krankhaft bleich aus.

Der Staatsanwalt erhob sich.

„Guten Tag, Frau Gerdahlen! Ich habe Sie heute nicht gern hierher bemüht; aber es scheint mir doch wichtig, den Fall so rasch wie möglich zu klären. Hat der Arzt irgendeine körperliche Schädigung bei Ihnen festgestellt auf die kleine Menge genossenen Tees hin?"

„Nein. — Ich kostete ja nur."

„Das ist gut! — Aber sehr angegriffen sehen Sie aus. Ich will Sie nicht lange aufhalten. Nur einige Fragen möchte ich unbedingt an Sie richten. Sie begaben sich also nach dem Abendessen ins Teezimmer, und da fügte es sich, daß die Angeschuldigte dort ein paar Minuten allein im Zimmer war?"

Frau Gerdahlen antwortete. Ihre Stimme klang matt.

„Mein Sohn und Herr Jobst hatten sich entfernt. Sie wollten sich wohl irgend etwas holen. Ich war allein mit — dieser Person im Teezimmer. Da sagte sie zu mir: „Tante willst du nicht lieber erst noch einmal in der Küche nach dem Rechten sehen!" — Ich pflegte zumeist abends einmal nach der Küche zu gehen, und an diesem Abend erinnerte sie mich besonders daran."

Dr. Haberland notierte sich eifrig.

„Das ist ja sehr interessant! Sie wurden also von Ihrer Nichte aus dem Teezimmer fortgelockt?"

„Ja! — Jetzt nachträglich sehe ich es ein; sie wollte mich nur aus dem Zimmer haben."

Sigrit hatte voll steigender Verwunderung den Worten gelauscht. Jetzt stieß sie heftig hervor:

„Meine Tante sagt die Unwahrheit!"

Der Staatsanwalt blickte sie ärgerlich an.

„Was sagt Ihre Tante?"

Marta Gerdahlen rief aufgeregt:

„Herr Staatsanwalt, sie will mich Lügen strafen! Verteidigen Sie mich! Ich will diese Aussagen beeiden! — Es ist unerhört, daß diese Person mich jetzt einer Unwahrheit bezichtigen will!"

Sigrit aber beharrte.

„Es ist auch eine Unwahrheit! Meine Tante war es, die erklärte, sie wolle nach der Küche sehen. Ich bot mich an, für Sie hinabzugehen; aber sie sagte, ich solle nur Tee einschenken, sie wolle selbst zur Küche gehen."

Frau Gerdahlen sah den Staatsanwalt mit einem bittenden Ausdruck in den Augen an.

„Wie kann ich mich gegen diese Lügen schützen?"

Dr. Haberland beruhigte sie.

„Das ist ja ohne Bedeutung, Frau Gerdahlen! Es liegt ja auf der Hand, daß Ihre Nichte jetzt alles zu entstellen trachtet. Sie möchte sich natürlich entlasten; aber das gelingt ihr nicht. — Sehr bezeichnend ist das: Sie wurden also aus dem Zimmer gelockt! — Weshalb? — Um ungestört das Gift in Ihre Tasse geben zu können!"

Marta Gerdahlen nickte.

„So ist es! — Mit einer Mörderin saß ich am gleichen Tisch."

„Als Sie dann wieder ins Zimmer traten, fiel Ihnen da etwas an Ihrer Nichte auf?"

„Ja, sie schien erregt. Ich fragte sie auch, was sie denn habe. Das haben mein Sohn und Herr Jobst gehört. Sie antwortete mir, daß gar nichts mit ihr sei. Aber man merkte es ihr an, daß sie außerordentlich erregt war. — Sie trug ja schon einige Zeit ein sonderbares Wesen zur Schau. Auch Herrn Jobst fiel das auf."

„Sie kosteten dann den Tee?"

„Ja, ich nippte ein wenig von der Tasse. Ich hatte einen sonderbaren Geschmack auf den Lippen. Da war es mir plötzlich eine Gewißheit, daß in der Tasse Gift sei."

„Wieso? — Der Tod Ihres Schwagers hatte sie ängstlich gemacht?"

„Ja! — Ich — bangte auch um mein Leben. Das war so eine Unruhe in mir. Ich konnte mir das selbst nicht erklären. Jetzt freilich weiß ich es: Eine Vorahnung war das! Ich fühlte innerlich, was mir bevorstand."

„Und wie ging es weiter?"

„O, das weiß ich nicht mehr alles. Ich war zu aufgeregt. Ich sagte, daß Gift in dem Tee sein müsse. Es drehte sich alles vor meinen Augen."

„Und Ihre Nichte?"

„Sie spottete über uns. Sie höhnte, es sei nichts in dem Tee. Schließlich erklärte sie, sie wolle meinen Tee trinken.

Herr Jobst gab das nicht zu.

„Sehr richtig von ihm! Entweder sollte dabei nur eine Komödie gespielt werden", er sah auf Sigrit, „oder wollten Sie gar Selbstmord begehen?"

Sie sagte leis:

„Ich — wußte, daß nichts in dem Tee sein konnte."

Dr. Haberland zog die Brauen hoch.

„Sie lügen mich also schon wieder so frech an! — Das wußten Sie nicht? — Natürlich wußten Sie das! — Wollen Sie nun noch leugnen? Treibt es Sie nicht, jetzt in Gegenwart der Frau, der Sie nach dem Leben trachteten, alles zu gestehen? Fühlen Sie keine Reue in sich? Sind Sie so grundverdorben, daß Sie das Gefühl von Reue nicht mehr kennen?"

„Ich habe nichts Schlechtes getan. Ich habe nichts zu bereuen. Aber meine Tante hat es darauf abgesehen, mich zu verderben. Sie hat vorhin Unwahrheiten gesagt. Sie will mich vernichten! Und ich weiß auch weshalb: Weil ich ihren Sohn nicht heiraten wollte! Das soll ihre Rache an mir sein. Jetzt sehe ich klar! So rächt sie sich jetzt an mir!"

Dr. Haberland fuhr sie an.

„Was wollen Sie? — Rächen wollte sich Ihre Tante an Ihnen? — Frau Gerdahlen, ist das überhaupt wahr, wollte Ihr Sohn dies Mädchen heiraten? Hatte er diese Absicht? Haben Sie darüber mit Ihrer Nichte gesprochen?"

„Es ist furchtbar! — Ich kann nicht mehr. — Mein Herz! — Diese Aufregungen werden mich noch töten."

Dr. Haberland sprang auf und reichte ihr ein Glas Wasser.

„Trinken Sie, Frau Gerdahlen! — Ich werde Sie heute nichts mehr fragen."

Zitternd griff sie nach dem Glas. Sie hatte sich mühsam aufgerichtet. Abgebrochen kam es von ihren Lippen.

„Diese Gemeinheit! — Ich bin entsetzt. — So unerhört lügt dies Geschöpf! — Es ist kein Wort wahr. — Mein Sohn dachte nie daran, diese Person zu heiraten. — Es wurde nie zwischen uns davon gesprochen. — Sie hat sich das alles zusammengedichtet. — Sie ist wirklich sehr schlecht. — Jetzt soll ich sogar die Unwahrheit sagen. — Bitte, verteidigen Sie mich doch!"

„Später, Frau Gerdahlen! Heute will ich weitere Erregungen für Sie vermeiden. — Sie werden Ihre Aussagen später natürlich beeiden. — Ich habe auch Ihren Sohn geladen. Mit Rücksicht auf Ihren Zustand will ich aber nur ganz wenige Fragen an ihn richten, damit er sich dann Ihnen widmen kann. — Herr Aktuar, geleiten Sie Frau Gerdahlen hinaus. — Rufen Sie Herrn Dr. Egon Gerdahlen herein!"

Langsam — von dem Aktuar geleitet, wankte Frau Gerdahlen aus der Tür.

Gleich darauf trat Egon Gerdahlen ein.

Dr. Haberland begrüßte ihn und sprach rasch.

„Ihre Frau Mutter ist leidend. Ich will Sie deshalb heute gar nicht aufhalten, Herr Doktor. Nur ein paar Fragen! Wie erklären Sie sich diesen Mordversuch?"

„Unbedingt so: Wir hatten Herrn Jobst, den Detektiv, nach Hohenfried gerufen, um alle noch schwebenden Rätsel durch ihn klären zu lassen. Er fand auch, was noch verborgen war, und er belastete damit erneut Albert Gerdahlen. Das brachte meine Kusine in heftigen Zorn. Sie liebt nämlich Albert Gerdahlen. — Oft sagte sie es, daß sie Herrn Jobst hasse; aber meine Mutter verteidigte ihn, und da begann sie wohl, auch meine Mutter zu hassen. Sie sah in ihr eine Feindin. Deshalb wohl insbesondere auch, weil Albert Gerdahlen sie sicherlich von Anfang an in seine Mordpläne eingeweiht hatte, und da fürchtet sie, es würde ihre Mitwisserschaft an der Ermordung meines Onkels zutage kommen, und sie wollte deshalb meine Mutter beseitigen. Vermutlich hatte sie die Absicht, auch mich zu vergiften."

„Hatten Sie je die Absicht, Ihre Kusine zu heiraten?"

„Ich? — Nie im Leben habe ich daran gedacht!"

„Es ist also nicht von Liebe zwischen Ihnen und Ihrer Kusine gesprochen worden?"

„Nie! — Wie sollte ich denn auf diesen Gedanken kommen. Sie war mir stets gleichgültig, und ich wußte ja, daß sie — die Geliebte Albert Gerdahlens war."

Sigrit war aufgesprungen. Ihre Augen waren groß auf den Sprecher gerichtet. Voller Verachtung stieß sie hervor:

„Pfui, du gemeiner Lügner! Ich verachte dich! So handelt nur ein ganz gewissenloser Schuft!"

Dr. Haberland hob gebieterisch die Hand.

„Schweigen Sie auf der Stelle! Es ist sehr bezeichnend für Ihre Denkart, wie Sie jetzt Herrn Dr. Gerdahlen beleidigen."

Sie war wieder auf den Stuhl gesunken und barg den Kopf in den Händen.

Der Staatsanwalt wandte sich an Egon Gerdahlen.

„Ich danke Ihnen! — Das genügt für heute. — Gehen Sie jetzt. Ihre Mutter wird Ihrer bedürfen!"

Sie hob den Kopf.

„Ja, ich behaupte es; aber Sie glauben natürlich diesem ehrlosen Lügner."

„Sehr gut! — Nun, wir werden weiter sehen!"

Er gebot:

„Wir wollen jetzt Herrn Max Jobst hören!"

Und dann stand Max Jobst vor dem Staatsanwalt. Er lächelte verbindlich.

„Sind Sie zufrieden mit mir, habe ich diesmal gut gearbeitet?"

Dr. Haberland nickte.

„Ich spreche Ihnen meine volle Anerkennung aus. Sie haben uns gute Dienste geleistet. — Sie sind ja nun schon einige Zeit auf Hohenfried tätig. Was machte Fräulein Sundborg auf Sie für einen Eindruck? Fiel Ihnen etwas an ihr auf? Was beobachteten Sie?"

Max Jobst berichtete wichtig.

„Das Fräulein schien mir von Anfang an meiner Beachtung wert. Vom ersten Tage an begegnete sie mir mit offensichtlicher Abneigung. Vor allem — wenn die Rede auf Albert Gerdahlen kam, geriet sie in Erregung. Fiel ein verurteilendes Wort über ihn, so trat sie nachdrücklich für ihn ein. Als ich vollends das Taschentuch Albert Gerdahlens und später noch das Giftflakon fand, war sie sehr aufgebracht. Sie bewarf mich mit allen möglichen Vorwürfen, daß ich nicht andere Spuren verfolge und Albert Gerdahlen immer tiefer in Schuld bringe. Als ob ich etwas für meinen Fund könnte!"

„Natürlich, natürlich! Das war ihr freilich sehr unangenehm, daß Albert Gerdahlen noch mehr belastet wurde. Sie hätte ihren Geliebten ja viel lieber von aller Schuld freigesehen! Aber Ihre Funde kamen ihr ungelegen."

„Ich sah es ihr an, daß meine Funde sie mit Angst erfüllten. Sie wußte natürlich, daß ich vor allem das Flakon finden würde. Deshalb wollte sie bei ihrer Tante immer erreichen, daß sie mich wieder entließ; aber Frau Gerdahlen ist dafür eine viel zu gerechtdenkende Frau! — Besonders ward mir das Fräulein verdächtig, als ich sie dabei überraschte, wie sie sich in des alten Herrn Gerdahlens Arbeitszimmer schlich und dort das Geheimfach am Schreibtisch öffnete. Das hat sie nicht durch Zufall entdeckt, sie hatte das Fach längst ausgekundschaftet! Wer weiß, was noch darin lag, und was sie hat verschwinden lassen! Leider hat ja damals Frau Gerdahlen dem Fräulein noch nicht mißtraut und deren Worten geglaubt! — Ich ließ mich freilich nicht täuschen, ich sah da gleich klar, ich ahnte Zusammenhänge! — Von da ab beobachtete ich auch das Fräulein. Sie trug immer ein sonderbares Wesen zur Schau. Verdächterregend! — Auch im Verkehr mit Frau Gerdahlen und Herrn Dr. Gerdahlen war das Fräulein sonderbar. Sie mied oft deren Gesellschaft, und wenn sie mit ihnen zusammen war, kam es oft zu Streit zwischen ihnen, wenn von Albert Gerdahlen die Rede war. Trotz aller Schuldbeweise sollten eben nach des Fräuleins Wunsch alle an die Unschuld dieses Mörders glauben. — Fühlte sich das Fräulein aber von mir beobachtet, dann fuhr sie erschreckt zusammen. Hin und wieder stellte sie mich auch zur Rede, was ich ihr nachzuspionieren habe. Ich bitte Sie, Herr Staatsanwalt, so spricht doch nur das böse Gewissen! Wenn ich nichts zu verbergen habe, ist es mir doch gleich, ob mich ein Mensch beobachtet oder nicht — Ja, und nun dieser Mordversuch! Ich ließ das Fräulein nirgends aus den Augen! Und richtig! Abends vor dem Essen ertappte ich sie, wie sie aus dem Zimmer Frau Gerdahlens schlich. Ich stand auf dem Gang und fragte sie, was sie drin gesucht habe. Frech log sie mir ins Gesicht, Frau Gerdahlen habe ihr gesagt, sie sollte sie in ihrem Zimmer aufsuchen. Dabei war es Frau Gerdahlen, die unten im Speisezimmer war und sich wunderte, wo ihre Nichte blieb! — Und mein Argwohn war berechtigt! Das Fräulein hatte in die Wasserkaraffe im Schlafzimmer Frau Gerdahlens Atropin gegeben. Deshalb war sie so aufgeregt, als sie plötzlich auf dem Gang mich stehen sah. Das war ihr sehr unangenehm gerade da mir in die Hände zu laufen. Heller Zorn sprach aus ihren Augen, ja, ich muß schon sagen, Haß."

Fortsetzung folgt.

Der Edamer Käse

Historische Skizze von Max Grube †

„Sie waren bei der Frau Marquise, Herr Marschall. Was bringen Sie Neues?" fragte der Minister Marquis von Fontaine den Marschall von Sachsen.

„Leider nichts von Belang", antwortete dieser. „Aussicht auf Frieden ist immer noch nicht vorhanden. Dann meinte Frau von Pompadour, daß die holländische Frage sich immer mehr zuspitze."

„Das ist in der Tat nichts Neues. Wenn die Mynheers ihre Neutralität durchaus nicht aufgeben, uns den Durchzug nicht gestatten wollen ..."

„Dann werden wir einrücken, ohne sie lange zu fragen. Hoffentlich erhalte ich das Kommando."

„Und die Anwartschaft auf neue Siege."

„Sehr verbunden, Herr Marquis. Wir wollen uns jedenfalls bemühen."

„Aber, Herr Marschall, wenn dieser unselige Erbfolgekrieg noch lange dauert, dann geraten unsere Finanzen in vollständige Zerrüttung. Wer hätte gedacht, daß sich das Unwesen dieses gewissenlosen Abenteurers, dieses Law, so lange auswirken würde! Wir haben ja kaum mehr Gold im Lande. Papier, nichts als Papier! Wenn das so fortgeht, sehe ich das Schlimmste voraus: Hungersnot, Arbeitslosigkeit und der Himmel weiß was."

„Von Geldsachen verstehe ich nichts. Das sind Ihre Sorgen, Herr Minister. Sie werden mir jedoch eingestehen, daß wir vorläufig von Ihrem Papier ganz lustig leben. Lassen wir doch dies unerquickliche Thema fallen! Sagen Sie mir lieber: Wen werden wir nachher bei Ihrem kleinen Diner begrüßen dürfen?"

Der Minister nannte seine Gäste.

„Wie?" rief der Marschall. „Ich staune. Den holländischen Gesandten haben Sie auch geladen?"

„Weshalb denn nicht? Die augenblickliche Spannung kann doch keinen Einfluß auf die gesellschaftlichen Formen ausüben. Auch hierbei müssen wir Franzosen der übrigen Welt als Muster voranleuchten."

„Selbstverständlich, Herr Minister. Ich erlaubte mir die Frage nur, weil dieser dicke Mynheer van Hoy ein furchtbar langweiliger Herr ist. Er wird wie ein plumper Truthahn in die Volière heiterer Geister einfallen, die heute um Ihre Tafel flattern sollen."

„Und die sich gar nicht langweilen werden. Er dürfte eine gar nicht zu verfehlende Zielscheibe für unseren Esprit abgeben. Wir werden uns prächtig über ihn amüsieren, ohne daß er es merkt. Ich halte ihn nicht für sehr schlagfertig."

Die Gesellschaft versammelte sich. Herr van Hoy tat dem ausgesuchten Mahl alle Ehre an. Wie kleine Schaluppen um eine mächtige, dickbäuchige Galeone schwärmten die Witzeleien und kleinen Neckereien um ihn herum. Er schien es nicht zu bemerken — oder bemerken zu wollen. Er erklärte die Franzosen für das erste Volk der Welt, namentlich auf dem Gebiete der Kochkunst.

Als Tafelschluß erschien ein gewaltiger Edamer Käse.

„Diese rote Riesenkugel", verkündete der Gastgeber, „habe ich unserem werten holländischen Gaste zu Ehren kommen lassen. Ich hoffe, er wird diese Gabe zu schätzen wissen."

Alles lachte.

„Gewiß, Herr Marquis, ich verstehe vollkommen die feine Anspielung darauf, daß auch wir Kugeln gießen können. Zuweilen sind sie noch röter."

„Noch röter?"

„Jawohl, Herr Marschall, wenn sie nämlich glühend gemacht sind."

„Aber diese ist nicht heiß", sagte der Marquis, „wollen Sie sich überzeugen?"

„Vielen Dank, es ist mir leider nicht möglich."

„Sie müssen!"

„Ihr vortrefflicher Koch hat meinen Magen schon zu sehr in Anspruch genommen."

„Aber Sie müssen! Schon aus Patriotismus. Käse ist doch das einzige Erzeugnis, das Ihr Land hervorbringen kann."

Wieder allgemeines Gelächter. Das war zuviel, selbst für das holländische Phlegma. Mit einer Lebhaftigkeit, die man dem behäbigen Herrn kaum zugetraut hätte, sprang der Gesandte auf.

Der Minister biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Er wollte es durch ein paar verbindliche Redensarten wieder gut machen, aber van Hoy ließ ihn nicht dazu kommen: „Sie scheinen die Produktionsfähigkeit meines Landes doch ein wenig zu unterschätzen, Herr Minister. Gestatten Sie mir den Beweis!"

Er griff in die Tasche, und eine handvoll blinkender holländischer Dukaten rollte klirrend über die Tafel.

Darauf verließ er die verblüffte Gesellschaft.

Dein Kind — und Blumen und Tiere und Sterne

Von Lotte Krieser

Es gibt zwei Arten der Naturbeobachtung, ich möchte sie als die ästhetisch-sentimentale und die naiv-beobachtende bezeichnen. Das eine Mal steht der Mensch der Natur als ein in sich geschlossenes Wesen gegenüber, das sie im Grunde nur genießen will. Diese Art der Betrachtung stößt nie über eine bestimmte Grenze vor — ja, sie bezeichnet im Grunde nur einen Grad der Naturferne. Das andere Mal will der Mensch über den Genuß hinaus die Natur wirklich kennen lernen — er geht ihren stilleren Zeichen nach und sucht die Verknüpfungen und Bindungen, die ihre Geschöpfe aneinanderketten.

Diesen engen Anschluß an die Natur zu finden, wird dem Erwachsenen nur in seltenen Fällen gelingen. Es muß dazu vieles halb unbewußt ins Blut hinabsinken. Die Kindheit ist die Zeit, wo der tragende Untergrund gelegt werden muß.

Das Kind steht der Natur unabgetrennt, naiv gegenüber. Der Bach ist ihm noch ein Spielgefährte, mit dem man um die Wette laufen kann, der Mairegen fällt, damit das Kind größer wird, und mit den Schneeflocken spielt es Haschen. Dieses Verhältnis gilt es zu vertiefen. Es bedarf oft nur einer kleinen Anregung, um die kindliche Beobachtung in die richtige Bahn zu lenken.

Blumen und Tiere sind die natürlichen Spielgenossen des Kindes. Das kleinste Gärtchen kann eine Fülle von Anregung geben. Gerade die Stetigkeit der Beobachtung, die es verburgt, ist bei einer Erziehung zur Naturnähe das Wichtige. Fehlt der Garten, dieser geeigneiste Schau- und Lehrplatz der kindlichen Naturbeobachtung, so muß das Blumenbrett ihn ersetzen. Aber freilich, es ist nur ein Ersatz. Die Topfblumen sind zu eindeutig auf den Menschen und seine Zwecke hin bezogen und damit ihrem eigenen Lebenskreis entfremdet. Gewöhnlich werden sie auch nur so lange aufbewahrt, wie sie dekorativ sind; dann wirft man sie weg, einfach, weil meistens der Platz zum Aufbewahren fehlt. Aber damit vernichtet man schon das Entscheidende: dem Kind die Pflanze als eigenes Lebewesen in ihren eigenen Lebensbedingungen nahezubringen.

Gibt man dem Kinde Zimmerpflanzen zu pflegen, so müssen es „kindliche Pflanzen" sein. Ich halte aber Kakteen, der herrschenden Mode entgegen, durchaus nicht dafür. Die meisten Sorten sind zu unlebendig, verharren zu lange in einem Lebensstadium. Außerdem machen sie den Begriff der Pflege dadurch hinfällig, daß sie es durchaus nicht übelnehmen, wenn man sie einmal vergißt.

Auf ein Kinderblumenbörd gehören die Fleißigen Lieschen, die Blütenzipfel der Fuchsien, der Mimulus, die Pantoffelblumen, die guten alten Geranien und alle Blumen, die man sich aus Zwiebeln langsam heranzieht. Man denke immer daran, daß in diesem Kindergarten ja etwas vor sich gehen soll, was Stoff zur Beobachtung gibt.

Inniger als mit den Pflanzen sind die meisten Kinder noch mit den Tieren verbunden. Wie oft ist solch ein Vier-